

Die Beziehungen Jeremias Gotthelfs zu Solothurn [Schluss]

Autor(en): **Aeberhardt, W.E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **24 (1934)**

Heft 44

PDF erstellt am: **26.09.2024**

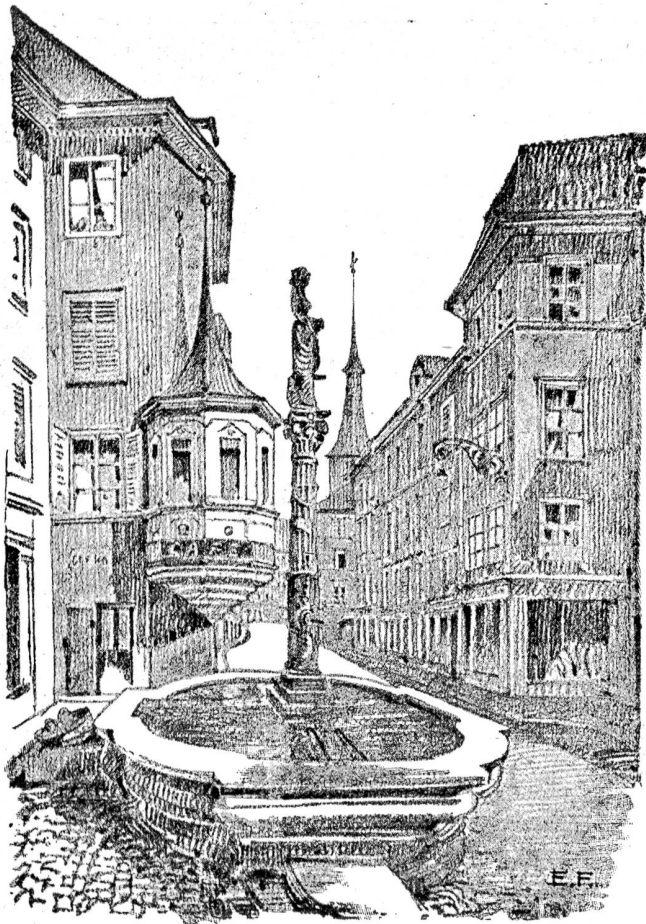
Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646476>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Solothurn. Hauptgasse mit Brunnen und Erker.

Messer und Gabeln, funkelnde Broschen und echte Vasen, Leuchter und Serviettenringe.

Der Dieb war trotz emsigsten Suchens nicht zu ermitteln.

Nach geraumer Weile wies jemand darauf hin, das Verschwinden gehe immer an solchen Tagen vor sich, wenn Rikelschen in ihrem Armkorb zerrissene Schuhe hole oder heile zurückerbringe.

Man lachte den Verdächtigenden als einen neunmalflugen Schwächer aus: Gusts Frau eine Diebin? Die stille, schüchterne Lebensgefährtin des zwar heruntergekommenen, aber ehrbarsten Mannes auf der Welt? Die mit allem zufriedene Ehegattin des einstmaligen zweitreichsten und angesehensten Bürgers der Stadt?

Aber selbst die heftigsten Zweifler muhten nach und nach zugeben, daß sich der Verdacht gegen Rikelschen verstärkte.

Doch gelang es nicht, die Flickwaren einsammelnde und austragende Schustersfrau aus den Baraden des Diebstahls in den Häusern auf der Hohen Straße zu überführen.

So gab man von dem Rathaus der Stadt her schließlich amtliche Nachricht nach Hamburg und bat, bei ihrer nächsten Reise die Schuhmachersfrau Friederike Micheelsen, geborene Hüppgens aus der Nähe München-Gladbachs im Rheinland, so und so von Aussehen, so und so angezogen, als des Diebstahls dringend verdächtig, auf allen ihren Gängen in der Großstadt, bei allen ihren Handlungen, namentlich denen des Verkaufs von Kostbarkeiten, unauffällig zu überwachen.

(Schluß folgt.)

Die Beziehungen Jeremias Gotthelfs zu Solothurn.

Von W. E. Aeberhardt.

(Schluss.)

II. Die Politik der 30er und 40er Jahre.

Die politischen Vorgänge in der Schweiz in den sturmbelegten dreißiger und vierziger Jahren verfolgte Gotthelf mit gespannter Aufmerksamkeit, selbstredend auch die im Nachbaranton Solothurn. Es ist bekannt, daß er weder gleichgültig noch müßig den politischen und kulturellen Strömungen seiner Zeit gegenüberstand. Der Niederschlag seiner politischen Anschauungen und temperamentvollen Mitsprache an des Landes und Volkes Geschehen findet sich in den meisten seiner Werke, versteckt oder unverblümt; ja manche seiner Schriften, wie „Zeitgeist und Bernergeist“, „Jakobs, des Handwerksgeßellen, Wanderungen durch die Schweiz“, „Der Herr Elau“, „Räthi“ usw. verdanken ihre Entstehung seinem politischen Denken. Er läßt sich das Recht der freien Meinungsäußerung zu den Zeitfragen im Schweizerhause von niemandem nehmen. „Verzeiht mir nun, wenn es auch überdocht! Bin ich doch ein im Lande geborenes Kind, und Landeskindler waren auch meine Väter seit einer schönen Reihe von Jahren; erlaubt man doch manchen fremden, besternten oder verlöcherten Buben das große Wort zu führen über unseres Hauses heiligste Angelegenheiten. Ich, ein Kind der Freiheit, ein Mann des Wortes, sollte unsere Hausgötter, Freiheit und Frömmigkeit nicht verteidigen dürfen mit der Schärfe des freien Wortes!“ Unter den „fremden Buben“ (gewöhnlich betitelt er sie mit fremde Vögel, „Föheln“, „Hungerleider“, „Kommunisten“ usw.) sind bei Gotthelf die politischen Flüchtlinge aus dem Auslande gemeint (auch die zugewanderten, die „Nassauer“); also auch der Badenser Karl Mathy und Mazzini in Grenchen, mit denen das junge Solothurn zum Verdruß Gotthelfs sympathisierte. Um Gotthelfs Position zu verstehen, müssen wir kurz seine politische Weltanschauung skizzieren. Die demokratische Volksbewegung 1830/31, die sogenannte Regeneration, hatte er begrüßt und begünstigt. Als diese Demokratisierung mit den Jahren immer radikaler wurde, ward er ihr erbitterter Gegner. Der liberal-konservative Gotthelf befürchtete, daß diese „Bewegung“, dieser „Zeitgeist“ (der kommunistischer Unterströmung bezichtigt wurde) die alte Tradition, ehrbare Sitte, das fromme Vätererbe, kurz den rechten „Bernergeist“ untergrabe. Er haßte vor allem das Freischarenregiment. Da war es, wo er mit den katholischen Ständen sympathisierte, die Klostersaufhebungen und die Säkularisation frommer Stiftungen furchtlos geißelte. Er scheute sich nicht, die Führer des extremen Radikalismus öffentlich anzugreifen. Dabei darf man nicht vergessen, daß Gotthelf für gesunden Fortschritt um des ganzen Volkes Wohl zu haben war, ja in Schulreform und neuzeitlicher Armengesetzgebung viel getan hat. Verhaßt war ihm auch die aufklärerische Afterswissenschaft, womit der extreme Radikalismus das Volk fütterte, und die heute jeder ernsthafte Forscher und Denker verwirft.

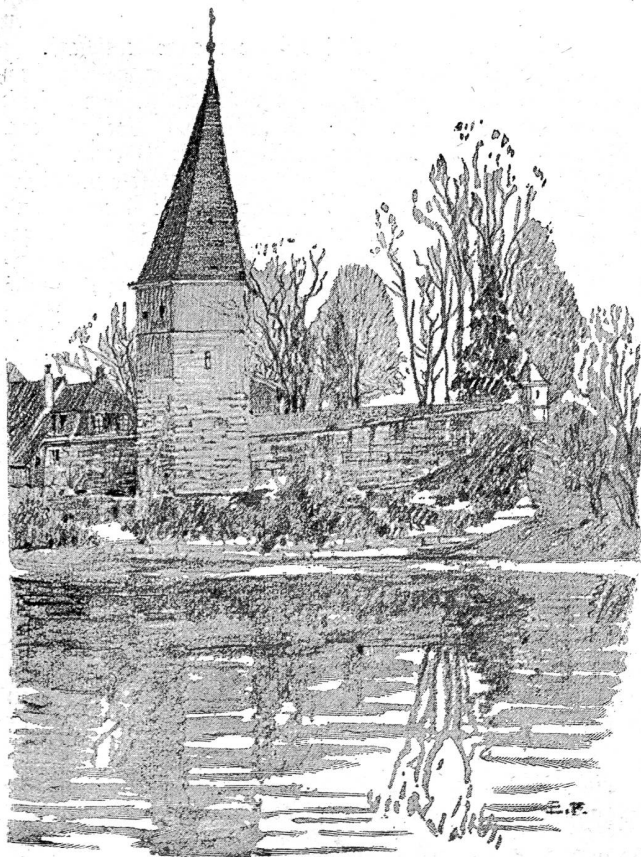
So ist es gekommen, daß Gotthelf gegen den politischen Radikalismus äußerst mißtrauisch wurde, ihre Führer bei jeder Gelegenheit auf die Gabel nahm, auch solothurnische Extremisten. Wie ihm Solothurn resp. Grenchen durch die Aufnahme fremder Flüchtlinge verdächtig war, sahen wir bereits. Ueberhaupt ist er auf den Leberberg nicht gut zu sprechen; unter Leberberg verstand Gotthelf nicht bloß den gleichbenannten Amtsbezirk im Kanton Solothurn, der sonnenig am Jurahang liegt, sondern auch die bernische „Leberbergische Aemter“, d. h. der französisch-bernische Jura im weiten Begriff. 1839 schreibt er im „Dursli“: „... zur Zeit, wo wie zwei verirrt unbefannte Vögel die Worte „Freiheit und Gleichheit“ über den Leberberg von Frank-

reich her ins Land geflogen kamen. Daher wurden Freiheit und Gleichheit von vielen gar praktisch und handgreiflich verstanden, als ob die Freiheit das Recht wäre, zu tun nach Lust und Belieben, und die Gleichheit das Recht, zu nehmen nach Lust und Belieben jedem, der etwas habe, bis er nicht mehr habe als einer der nichts hat.“ Der Jura, über den bald aus Frankreich, bald aus Baden („Schwabenveh“, das sich bei uns mähte) und dem jungen Deutschland viele revolutionäre Ideen sich ins helvetische Land ergossen, ist Gotthelf der Grenzwall zwischen dem Bernerhaus und den Fremden. Dieser Jura heißt bei ihm der schöne „blaue Berg, hinter dem die dünnblütigen Franzosen wohnen“, oder „hinter welchem die wüsten Leute wohnen, die nie zufrieden sind und immer alles regieren wollen“ („Bauernspiegel“). Der Kanton Solothurn mit seiner bergigen Juralandschaft produziere (im Vergleich zum Berner Bauernland) vor allem Geißkäse, spöttelt er einmal („Zeitgeist und Bernergeist“).

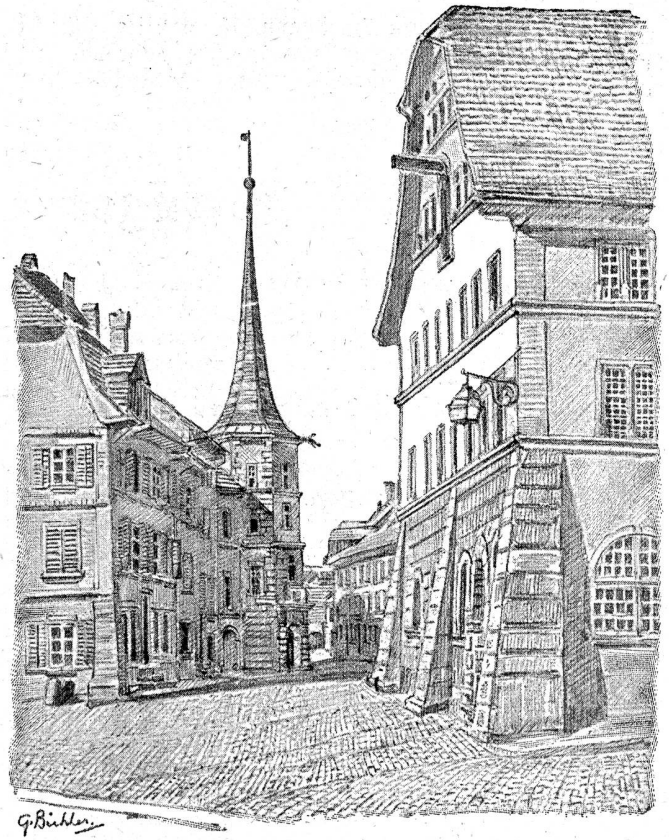
Heute sind wir glücklicherweise so weit, daß wir Gotthelfs einzigartiges Schrifttum, sein von hohem Ethos getragenes Prophetenamt, seine ewiggültige Darstellung der Menschen vom Zeitbedingten zu unterscheiden wissen. Seine Hiebe und Sticheleien auf politische Gegner belasten sein Werk nicht mehr. Unsere Zeit vermag objektiver über Gotthelf zu urteilen als das verflossene Jahrhundert: der Abstand von der Politik des Tages jener Zeit hilft uns, Gotthelfs Wesen von anderer Warte aus zu würdigen. Die neuere Literaturgeschichte ist sich darin einig, in Jeremias Gotthelf nicht nur den größten Schweizerepiker zu besitzen, sondern nennt ihn in einem Zuge mit Homer, Dante und Shakespeare.

III. Freundschaft.

In lebhaftem freundschaftlichem Verkehr stand der Lüzelflüher Pfarrer und sein Haus mit Pfarrer Ludwig Lindt in Solothurn und dessen Familie. Die Familien Bihius und Lindt, von Bern, waren einander verwandt.



Solothurn. Der schiefe Turm.



Solothurn. Zeughaus mit Rathausturm.

Im Jahre 1835 wählte die neugegründete reformierte Kirchengemeinde Solothurn Ludwig Lindt zu ihrem Seelsorger. Derselbe diente bis zu seinem frühen Tode (13. Januar 1857) dieser seiner ersten und einzigen Pfarrgemeinde und erwarb sich auch die Achtung der katholischen Amtsbrüder und Mitbürger. Albert Bihius, der bereits als Student in Bern mit seinem um 12 Jahre jüngern Vetter L. Lindt viel Umgang gehabt hatte, setzte diese Freundschaft in den Amtsjahren umso reger fort, als der gemeinsame Beruf eine Interessengemeinschaft zur Folge hatte. Die freundschaftliche Verbundenheit der beiden Männer übertrug sich auch auf die Familien. So weilte Gotthelf mit seiner Familie öfters bei Lindts in Solothurn; man traf sich in Kriegstetten, in jenem Bad und jener Kuranstalt, die ja öfters der Schauplatz einer Haupt- oder Nebenhandlung einer Gotthelfschen Erzählung ist. Ludwig Lindt scheint auch die Verbindung zwischen dem Schriftsteller und dem Verleger Jent & Gasmann angebahnt zu haben. Die Familie Lindt sah gewöhnlich die Korrekturbogen der bei Jent & Gasmann erscheinenden Schriften Gotthelfs durch und nahm Gotthelf eine ihm recht unbeliebige Arbeit ab. Gotthelf war Vate des dritten Kindes des Pfarrers Lindt, Anna, († 1. Februar 1850), und hielt am Grabe der Frühverstorbenen die Leichenrede. Vom lebhaften und anregenden Verkehr der beiden Männer und ihrer Familie zeugt auch der Briefwechsel, der z. T. erhalten blieb und 1929 von Hedwig Wäber in der Sammlung „Familienbriefe Jeremias Gotthelfs“ (Verlag Huber & Co., Frauenfeld) herausgegeben wurde. Diese intimen Briefe Gotthelfs atmen den Geist einer sonnigen Heiterkeit, einer heimeligen Wärme. Da redet nicht mehr der Dichter, Seelsorger und Politiker, nein, der Familienvater spricht von seinem Familienleben, seiner Häuslichkeit, von Freuden und Sorgen des Gatten und Vaters.

IV. Geschäftliche Dinge.

Geschäftlicher Natur waren endlich die Beziehungen, die Gotthelf längere Zeit mit Solothurn verbanden. Der Solo-

thurner Literatenkreis (A. Hartmann, F. Krutter, M. Disteli usw.) gaben das bekannte schweizerische Jahrbuch „Alpina“ heraus. Die Herausgeber dieses Jahrbuches ver-

Wie

Anne Babi Zowäger

haushaltet

und

wie es ihm mit dem Doktern geht.



Von

Jeremias Gotthelf.

Zweiter Theil.

S o l o t h u r n .

Verlag von Jent & Gasmann.

1844.

mochten Gotthelf (auf Bitte seines Veters J. V. Lindt) beim Besuche des berühmten eidgenössischen Schützenfestes von 1840 zu bewegen, für den Jahrgang 1841 die Erzählung „Wie Toggeli eine Frau sucht“ zu schreiben. 1842 war der Pfarrherr von Lüzelflüh mit dem Verleger Jent & Gasmann in Solothurn in Verbindung und Geschäftsverkehr getreten. Wenn diese Beziehungen für beide Teile sich in der Folgezeit zu recht unerquidlichen gestalteten, so trugen daran Autor und Verleger ihre Schuld. Gotthelf war von jeher mißtrauisch, er witterte stets Hintergehung durch seine Verleger. Mit Langlois in Burgdorf, seinem ersten Verleger, hatte er sich überworfen; mit seinem vorübergehenden Berner Verlegern war er ebenfalls nicht zufrieden; mit Benel in Frauenfeld hatte er heftige Auseinandersetzungen. Wenn es nie zum Bruch zwischen Gotthelf und seinem Hauptverleger, Julius Springer in Berlin, kam, der dem Schrifttum Gotthelfs in Deutschland Eingang verschuf und wirklich die literarischen Interessen seines großen Autors verständnisvoll, ja ideal betreute, so ist dies Springers Verdienst, der manche Grobheit von Gotthelf verwerfen mußte.

Im Frühling 1842 also schloß Gotthelf mit dem Solothurner Verleger Jent & Gasmann einen Vertrag ab, wonach ersterer sich verpflichtete, in regelmäßiger Folge kleinere Erzählungen zu liefern. „Diese Büchlein sollten freundliche Grüße werden, die zweimal im Jahre der Verfasser denen senden will, die an seinem rauhen Wesen sich nicht ärgern, sondern ihn lieb gewonnen haben, wie er ist und bleiben wird“, heißt es im Vorwort. So gab Jent &

Gasmann 1842—1844 eine Folge Gotthelfscher Erzählungen heraus unter dem Sammelitel „Bilder und Sagen aus der Schweiz“, im ganzen sechs Bändchen. Sie enthalten: „Die schwarze Spinne“, „Ritter von Brandis“, „Das gelbe Vögelein und das arme Margrithli“, „Geld und Geist“, „Der Druid“, „Der letzte Thorberger“, „Die Gründung Burgdorfs, oder: die beiden Brüder Sintram und Bertram“. 1843 und 1844 erschien im selben Verlage der Erstdruck der beiden Bände „Anne Babi Zowäger“, 1846 „Der Geltstag“, zwischen hinein die zweite Ausgabe des Schützenbüchleins. Den Druck besorgte jeweils J. Gasmann, Sohn, der sich Mühe gab, gefällige Titelblätter herauszubringen.

Wir sehen, daß der Solothurner Verlag sich von seiten Gotthelfs großer Aufträge erfreute. Leider aber rechtfertigte der Verleger Gotthelfs großes Zutrauen nicht. Gotthelf, der damals den Höhepunkt seines Schaffens und Ruhmes erklimmte, brauchte einen rührigen Verleger; der Solothurner aber erwies sich als lau. Der Absatz der diesem Verlage anvertrauten Schriften war klein und befriedigte nicht. Der Verleger entschuldigt sich: „die unruhigen Zeiten seien dem Buchhandel im höchsten Grade nachteilig.“ Gotthelf ist sehr enttäuscht. Der Firma Jent & Gasmann wiederum schien die Tatkraft abzugehen, die Gotthelfs Bücher in den Handel, an den Mann zu bringen, wie sie denn sich kaum bewußt war, welcher Schatz ihr anvertraut war. Entsprechend dem flauen Handel war auch das Honorar an Gotthelf, das diesen keineswegs befriedigte. Gotthelf hielt mit Vorwürfen und Verdächtigungen nicht hinterm Berg, und Jent & Gasmann zahlte mit gleicher Münze zurück. Alles in allem: wie andere Verleger erfuhr auch Jent & Gasmann, daß mit Gotthelf nicht gut Kirsch zu essen sei. Das Ende vom Lied, das so hoffnungsvoll angehoben hatte, war, daß der rührige, die Größe Gotthelfs erfassende Berliner Julius Springer die bei Jent & Gasmann erschienenen Gotthelfiana aufkaufte und tüchtig betreute. Die Beziehungen zwischen Springer und Gotthelf wuchsen — abgesehen von einigen Gewitterwolken, die Springer zerstreute — über das trockene Geschäftliche hinaus. Unter den Fittichen einer herzlichen Freundschaft entstand eine geistige Interessengemeinschaft.

Zum Schluß darf noch darauf verwiesen werden, daß malende Solothurner Künstler ihr Können in den Dienst Gotthelfs gestellt haben. Dem Solothurner Joh. Friedr. Dietler verdanken wir das unbestreitbar beste Porträt Gotthelfs, siehe S. 667 (Ende der 30er Jahre). Walter v. Wigier (gest. 1910) steuerte zu der Zahnschen Ausgabe (deutsche und französische Ausgabe) in den 90er Jahren viele Illustrationen bei. Wenn auch dieser Zahnschen Ausgabe in textlicher Hinsicht kein Wert zukommt, uns vielmehr endlich die große Rentsch-Ausgabe, die gegenwärtig vor ihrem Abschluß steht, den unverfälschten Gotthelf wieder schenkte, so ist es doch das bleibende Verdienst dieser Zahnschen Ausgabe, das Interesse und die Liebe des Volkes für Gotthelf in einer Zeit wachgehalten zu haben, da die ersten Ausgaben längst vergriffen waren. Die beliebten und zum Teil auch vorzüglichen Illustrationen von Anker, Bachmann, Gehri und Wigier haben sicher das Verständnis der Gotthelf Lektüre gefördert.

Gotthelf-Sprüche.

Das ist eben die große Nächstenjünde, daß fast alle Menschen Lieb Gottlis spielen und nicht nur das Sichtbare beurteilen, sondern die Seele richten wollen und kennen doch die eigene Seele nicht.

Ein Gott kann der Mensch nicht werden, bloß ein Götz, und einen solchen nimmt jeder Wind.

Und was kein Königswort erzwingt, vermag die Liebe.